

BODO DRINGENBERG

Die Inseldirne vom Wilhelmstein

BODO DRINGENBERG

Die Inseldirne vom Wilhelmstein

Erinnerungen der Ursula Stindt

von 1769–1792

Erzählung

Bodo Dringenberg, Jahrgang 1947, lebt seit 1972 in Hannover. Er veröffentlicht literarische Texte und sprachgeschichtliche Untersuchungen, schreibt für diverse Rundfunkanstalten und konzipiert kulturelle Veranstaltungen. Bei zu Klampen erschienen seine historischen Krimis »Mord auf dem Wilhelmstein« (bereits in der 3. Auflage) und »Die Gruft im Wilhelmstein« sowie seine Kurzkrimisammlung »Kleiner Tod im Großen Garten«.

© 2015 zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe
www.zuklampen.de

Umschlaggestaltung: © HildenDesign
Umschlagabbildung: © HildenDesign/shutterstock.com
Satz: thielenVERLAGSBUERO · Hannover
Druck: Bookfactory - Der Verlagspartner
GmbH & Co. KG · Bad Münster

ISBN 978-3-86674-417-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Vorwort

NACH DER VERÖFFENTLICHUNG von zwei Wilhelmstein-Büchern, die ein großes Lesepublikum erreichten, Resonanz bei Historikern und Archivaren erfuhren sowie Unterrichtsstoff in mehreren Gymnasien wurden, bekam der Verfasser beider sogenannter historischen Kriminalromane einen Hinweis auf einen Bericht, der von weiblicher Hand zu Beginn des 19. Jahrhunderts verfasst worden war. Als Autorin genannt wird die kinderlos gebliebene Steinhuderin Ursula, auch Ulla genannt, Stindt, verwitwete Kaspereit, die nach eigenen Angaben ihre zweite Lebenshälfte auf dem Gutshof der Freifrau Angelika von Maetke verbracht hat.

Der Hinweis auf diesen Text und die spätere Aushändigung des Originalmanuskripts an den Verfasser der Romane über den Wilhelmstein geschah mit größter Diskretion. Zum einen

fürchtete der Informierende um den Ruf von Nachkommen der in den Erinnerungen genannten Personen. Zum anderen wollte der Steinhuder Bürger, welcher diese Blätter geerbt und aufbewahrt hatte, nicht mit dem – seiner Auffassung nach – anstößigen Gehalt der Niederschrift in Verbindung gebracht werden. Da auch der Name Stindt in keinem lokalen Kirchenbuch des 18. Jahrhunderts auftaucht, kann von einem schützenden Pseudonym für die Tochter aus einer alteingesessenen Weberfamilie des Fleckens Steinhude ausgegangen werden.

Die Erinnerungen sind von der Autorin so gut lesbar und ausformuliert niedergelegt worden, dass die Übertragung und behutsame Bearbeitung des handschriftlichen Textes keine große Mühe bereitete.

Erinnerungen der Ursula Stindt *von 1769–1792*

SEIT ÜBER ZWANZIG JAHREN lebe ich bereits auf dem Gutshof der jüngst verstorbenen Freifrau Angelika von Maetke, die mir immer eine sehr liebe Freundin und Gönnerin gewesen ist. Meine Stellung hier war die einer Gesellschafterin der adeligen Dame, für die ich aber sicherlich viel mehr gewesen bin, wie sie mir immer wieder beteuerte. Sie muss mich wohl geliebt haben, wofür all ihre derartigen Bekundungen als auch die unzähligen kleinen und großen Zuwendungen sprechen, die mir Angelika zuteilwerden ließ. Dazu gehört auch, was sie mir an Privilegien und finanziellen Mitteln hinterlassen hat, die mich in die glückliche Lage versetzen, sorglos alt werden zu können.

In den letzten beiden Jahrzehnten konnte ich mir mit freundlicher Unterstützung Angelikas

etwas mehr Bildung aneignen und las mich wie besessen durch die große Bibliothek des Guts-hofs. All dies hat mir sehr geholfen, heute ohne Schminke, ohne Beschönigungen, ohne mich zu schonen, über meine Zeit auf dem Wilhelmstein Auskunft zu geben.

Für beinahe alles, was ich dort als Dirne mit verschiedenen Soldaten getan habe, schäme ich mich bis heute keineswegs. Es war, auch wenn es üblicherweise anders genannt wird, ein durchaus ehrliches und menschenfreundliches Gewerbe, dem ich dort nachgegangen bin. Und wenn nicht dieses verstörende Geschehen mit einem üblen Offizier gewesen wäre, könnte ich über diese fünf Jahre auf den siebzehn Wilhelmsinseln noch unbefangener berichten. Nur dieses eine Ereignis lässt mich fragen, ob ich einst eine schwere Schuld auf mich geladen habe.

GEBOREN WURDE ICH im Frühjahr 1769 als zweites Kind und einzige Tochter meiner Eltern, die als Leineweber ein Häuschen in Steinhude

bewohnten. Von den frühen Jahren weiß ich nur noch, dass es nach den Stoffen roch, nach Fisch, Kohl und den Schweinen, die in einem kleinen Koben am Haus grunzten.

Als ich sechs Jahre alt war, durfte ich zur Schule gehen, wo ich Lesen und Schreiben lernte, wie es seit langer Zeit Pflicht in Schaumburg-Lippe war. Mir erging es besser als einigen gleichaltrigen Kindern, die bei Bedarf von der Schule ferngehalten wurden, um ihren Eltern von morgens bis abends bei der Arbeit zu helfen. Es war mein Vater gewesen, der trotz knapper Mittel bereit war, das Schulgeld für den Lehrer zu zahlen, damit ich, die er seine »aufgeweckte Tochter« nannte, vielleicht einmal durch Heirat eine Kaufmannsfrau werden konnte. Mein Vater war auch einer der wenigen Steinhuder, die Graf Wilhelm verehrten, obwohl der Landesherr auch ihm einige Lasten beim Bau des Wilhelmsteins aufgebürdet hatte. Einmal, als Siebenjährige, hatte ich am Ufer des Steinhuder Meeres den großen, schon gebrechlichen Grafen gesehen, auf dessen Kopf ein riesiger Dreispitz wie ein Schiff thronte. Ein

Jahr später war er schon gestorben, danach wurde die Militärschule auf der Inselfestung aufgelöst und die Einwohner unseres Fleckens hatten nicht mehr so viel mit dem Wilhelmstein zu schaffen, weil er nun mit weniger Soldaten besetzt war.

Mit zwölf Jahren wurde ich konfirmiert und half im Haushalt und in der elterlichen Leinweberei. In einer heugefüllten Scheune oder im sommerlichen Schilf hatte ich mit anderen Kindern unreife Berührungen und Betrachtungen erfahren, ohne dass es zu Innigerem kam. Ich fand es aufregend, wie verschieden Jungen und Mädchen rochen, aussahen, sich bewegten und anfühlten. Bereits als Elfjährige stellte ich verwundert fest, dass ich beide Geschlechter anziehend fand und war gespannt, was es mit der geheimnisumwitterten Heirat auf sich hatte.

Meine Eltern setzten, als sie der Wirkung »unserer schönen Tochter« auf männliche Käufer innewurden, darauf, dass ich durch meine Aufmachung Käufer anzog. Trotz des knappen Geldes zuhause wurde ich immer sorgfältig mit Kleidung ausgestattet, wurde mehr als meine Brüder

zur Reinlichkeit angehalten und trug mein goldschimmerndes Haar ganz gegen ortsübliche Gewohnheiten offen. Meinem Vater war diese Zurschaustellung etwas unangenehm, aber meine Mutter, immer die Einkunftsmöglichkeiten peinlich genau im Blick, bedeutete ihm öfter: »Warum nicht mit dem Pfunde wuchern, das Gott uns gegeben hat?«

Sie hatte mich angewiesen, mein Haar täglich zwölf mal zwölf Mal mit einem guten Kamm durchzuhecheln, keine Seife zu verwenden, sondern nur sehr warmes Wasser und einmal im Monat mit leichtem Bier durchzuwaschen.

SEIT ICH ETWA VIERZEHN WAR, wurde ich von Männern jeglichen Alters umworben, die gröbere Anspielungen und feinere Andeutungen machten, wie sehr sie meiner bedürften. Manche raunten mir gar zu, dass ich alles von ihnen haben könnte, wenn ich mich bloß mit ihnen nächstens im Scheunenviertel träfe. Das war ebenso eindeutig wie unverschämt und ließ mich kühl